

A N D R E A   E L L I O T T

Ausgezeichnet  
mit dem  
Pulitzer  
Preis



# kind im schatten

armut, überleben & hoffnung  
in new york city



illstein

Andrea Elliott  
Kind im Schatten



ANDREA ELLIOTT

# Kind im Schatten

Armut, Überleben & Hoffnung  
in New York City

Aus dem Amerikanischen  
von Elsbeth Ranke

Ullstein



Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel  
*Invisible Child: Poverty, Survival and Hope in an American City*  
bei Random House, New York.

Teile dieses Werks wurden ursprünglich in *The New York Times* veröffentlicht.

Seite 314: »Papa Was a Rollin' Stone«  
Words and Music by Norman Whitfield and Barrett Strong  
Copyright © 1972 Stone Diamond Music Corp.  
Copyright Renewed  
All Rights Administered by Sony Music Publishing  
(US) LLC, 424 Church Street, Suite 1200, Nashville, TN 37219  
International Copyright Secured  
All Rights Reserved Used by Permission of Hal Leonard Europe Limited



ISBN 978-3-550-08095-1

Ullstein ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH

© 2021 by Andrea Elliott  
© der deutschsprachigen Ausgabe  
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023  
Alle Rechte vorbehalten  
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und  
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Gesetzt aus der Minion Pro  
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

*Für Ava und Clara*



*Denn sie alle sind unsere Kinder. Wir werden alle davon profitieren, oder dafür bezahlen, was aus ihnen wird.*

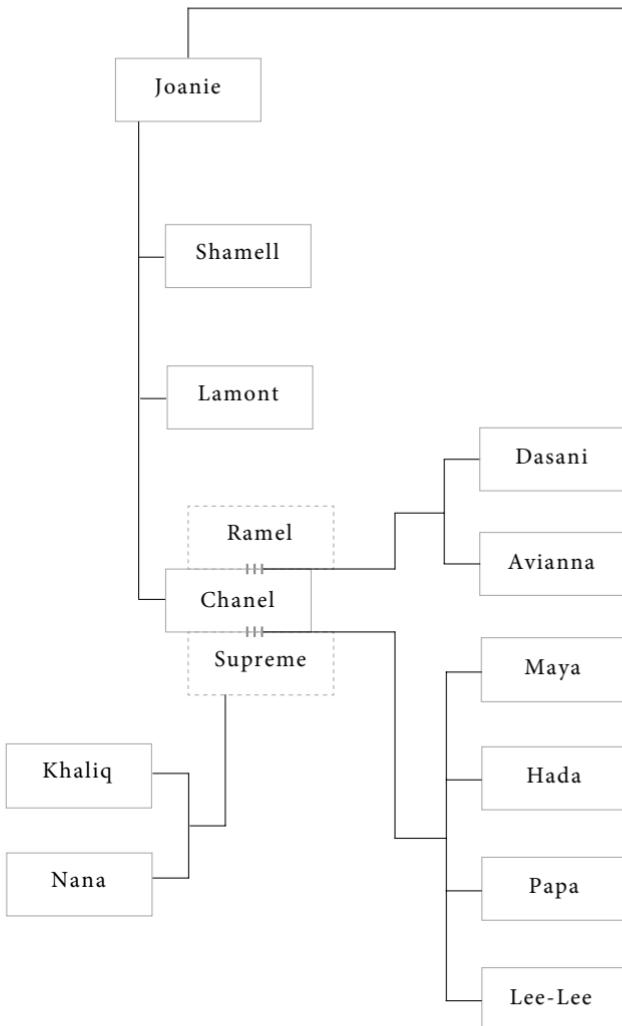
James Baldwin<sup>1</sup>

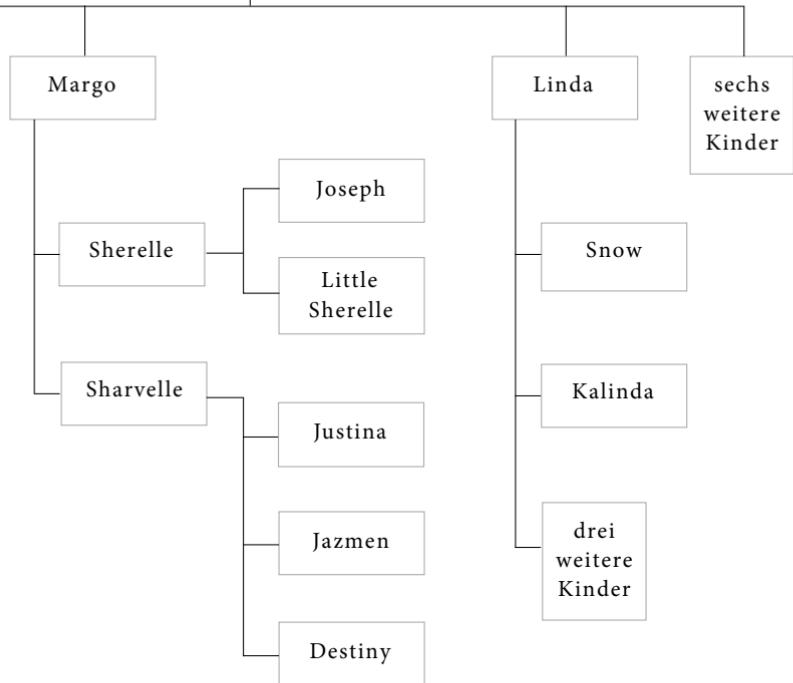


# **Inhalt**

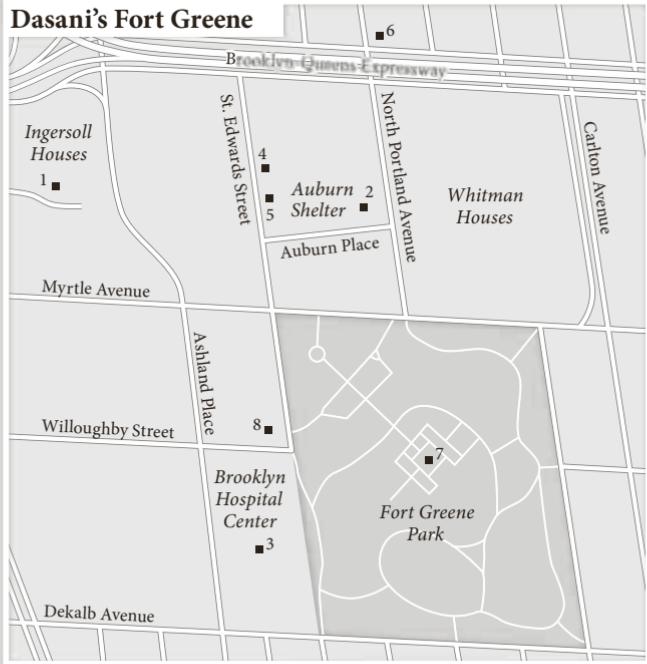
Dasani und ihre Familie .....	10
Karte.....	12
Anmerkung der Autorin.....	14
Prolog.....	15
Teil 1.....	17
Teil 2.....	113
Teil 3.....	169
Teil 4.....	255
Teil 5.....	323
Teil 6.....	507
Teil 7.....	575
Nachwort.....	670
Dank.....	681
Anmerkungen.....	681
Endnoten.....	690

# DASANI & IHRE FAMILIE





## Dasani's Fort Greene



1. Wohnung der Familie Sykes, 1952–1968
2. Joanes Geburtsort, 1953
3. Dasanis Geburtsort, 2001
4. Charles A. Dorsey School
5. Walt-Whitman-Bibliothek
6. Dr. Susan S. McKinney School
7. Prison Ship Martyrs Monument
8. Brooklyns erste öffentliche Schwarze Schule, 1845
9. Faith Hesters Geburtsort, 1964
10. Chanels Geburtsort, 1978
11. Sherrys Haus
12. Supremes Wohnung als Kind
13. Chanels und Supremes erste Mietwohnung, 2006–2008
14. Joanie's letzte Wohnung
15. Dasanis Wohnheim, 2017–2019
16. DHS-Aufnahmestelle für Familien

17. Dasanis Familienunterkunft, 2014
18. Treffpunkt der Bartendaz
19. Chanels und Supremes erste Familienunterkunft, 2003–2004
20. Fatimas Friseursalon
21. Dasanis Familienunterkunft, 2013–2014
22. ACS Children's Center
23. Sozialamt
24. Familiengericht auf Staten Island
25. Wache des 120. Polizeibezirks
26. Chanels und Supremes letzte Mietwohnung, 2014–2017
27. New York Foundling
28. Chanels und Supremes letzte Unterkunft, 2017–2018

NORTH SHORE  
Staten Island Expressway

STATEN  
ISLAND



### *Anmerkung der Autorin*

Dieses Buch ist ein nichtfiktionales Sachbuch. Weder Fakten noch Namen wurden verändert. Zehn der Kinder werden unter ihrem Spitznamen genannt, mehrere Erwachsene unter ihrem Decknamen. Bei den meisten Szenen in diesem Buch war ich selbst anwesend. Außerdem beziehe ich mich auf Tausende Akten, Hunderte Interviews und viele Stunden Video- und Audio-material. Genauere Informationen erhalten Sie im Nachwort und in den Anmerkungen.

# Prolog

*6. Oktober 2015*

Als Erstes kamen sie, um Papa zu holen.<sup>1</sup>

Der Achtjährige stellte keine Fragen. Im Beisein von Fremden konnte er sich beherrschen. Zwei Frauen führten ihn zu einem silbernen Van. Papa blickte aus dem Fenster, als der Motor startete. Er sah das Backsteinrechteck seiner Schule schrumpfen und schrumpfen, während der Van davonbrauste.

Elf Meilen südlich holte ein anderer Van Papas Bruder aus seiner Schule und vier Schwestern aus ihren Schulen, und alle sechs Geschwister wurden am selben Ort abgeliefert: im auf Staten Island gelegenen Büro des Jugendamts von New York City.

Nur das jüngste Kind war noch übrig.

Der Van wandte sich ostwärts und fuhr die Laurel Avenue hinauf zu einem zweistöckigen, mit weißen Schindeln bedeckten Haus. Dort stand auf dem Bürgersteig Baby Lee-Lee mit ihrem Vater. Die Kleine versteckte sich hinter seinen Beinen.

Als der Van hielt, wischte sich der Vater über das Gesicht. Seine Tochter war zu klein, um zu verstehen, was hier los war – dass die Menschen im Van beim Jugendamt arbeiteten. Dass sie aufgrund einer gerichtlichen Anordnung kamen, um Lee-Lee und ihre Geschwister mitzunehmen. Dass den Eltern »Ver- nachlässigung« vorgeworfen wurde. Dass sie unter anderem auch den Zustand ihrer Wohnung vernachlässigt hatten.

Ein Augenblick verging. Die Tür des Vans wurde geöffnet. Eine Sozialarbeiterin stieg aus und hielt inne. Der Vater hob Lee-Lee hoch und setzte sie in den Van, versprach ihr, sie morgen wieder abzuholen.

Am selben Abend wurden die Geschwister in eine Einrichtung in Lower Manhattan gebracht, ein Gebäude, in dem sich einst die Leichenhalle des Bellevue Hospital<sup>2</sup> befunden hatte. Sie traten durch einen Metalldetektor und tauschten ihre Kleidung gegen einheitliche braune Overalls.

Die Worte ihres Vaters klangen noch in ihren Ohren.

Egal, was passiert: Bleibt zusammen.

Das immerhin hatten sie versucht, ihr ganzes kurzes Leben lang. Acht Kinder, sechzehn Hände in einer langen Kette. So waren sie über den Highway gerannt oder hatten *Ringelreihen* gespielt, hatten sich hochgeschwungen und waren abgestürzt, ohne je loszulassen. Das hatten sie von ihren Eltern gelernt, die es wiederum von ihren Eltern gelernt hatten.

Jetzt war die Kette am Auseinanderbrechen. Das stärkste Glied fehlte bereits.

Das stärkste Glied war Dasani.

# Teil 1

*»A house is not a home«*

2012–2013



# Kapitel 1

Sie erwacht von Atemgeräuschen.

Die kleineren Kinder liegen durcheinander unter Mänteln und Woldecken, ihre Brustkörbe heben und senken sich im Dunkeln. Sie rühren sich noch nicht. Ihre Schwester ist immer die Erste.

Sie sieht sich im Raum um, erkennt nur Umrisse – die Andeutung eines Kinns oder einer Augenbraue im Licht, das von der Straße heraufdringt. Mäuse huschen über den Boden. An der Decke krabbeln Kakerlaken. Der Hahn des kleinen Waschbeckens tropft und tropft, an einem rostigen Rohr sprießt Schimmel.

Ein paar Meter weiter steht der gelbe Putzeimer, den sie als Toilette benutzen, dort liegt auch die Matratze, auf der eng umschlungen Mutter und Vater schlafen. Wie Strahlen verteilen sich ihre insgesamt acht Kinder in alle Richtungen um sie: zwei Jungen und fünf Mädchen, in ihrer Mitte das Baby, dessen Gitterbett von einem Föhn auf einer Plastikkiste gewärmt wird.

Sie haben gelernt, überall zu schlafen. Sie schnarchen in asthmatischen Zügen neben einem Riss in der Wand, aus dem das Sägemehl rieselt. Sie husten, manchmal murmeln sie im Traum. Nur ihre Schwester Dasani ist wach.

Für eine Elfjährige ist Dasani winzig und sehr schreckhaft. Sie hat ein zierliches ovales Gesicht und leuchtende Augen, die alles eulengleich beobachten. Ihre Mimik pendelt zwischen Misstrauen und Staunen. Die Leute machen häufig Bemerkun-

gen darüber, wie hübsch sie ist – hohe Wangenknochen und kastanienbraune Haut –, doch diese Kommentare scheinen nie anzukommen. Immerhin weiß sie, dass sie mit perfekten Zähnen gesegnet ist. Wenn man von einer Spange höchstens träumen kann, sind gerade Zähne ein Lottogewinn.

Dasani gleitet unter ihrer Decke hervor und tritt ans Fenster. Frühmorgens an Tagen wie diesem kann sie über ganz Brooklyn sehen, über die Dächer und die Sozialwohnungen und den glänzenden East River. Ihre Augen können bis nach Manhattan reisen, bis auf die Spitze des Empire State Buildings, dem ersten New Yorker Wolkenkratzer mit über hundert Stockwerken. Solche Fakten rezitiert sie in einem Singsang nach dem Motto »Schau, was ich weiß«. Sie fixiert diesen fernen Tempel, die himmelweisende Spitze, die von Versprechungen erleuchtete Fassade.

»So bekomme ich das Gefühl, dass da draußen was los ist«, sagt sie. »Ich habe viel Möglichkeiten. Echt wahr. Ich hab viel zu sagen.«<sup>1</sup>

Eines der ersten Dinge, die Dasani sagt, ist, dass sie rannte, bevor sie gehen konnte. Sie ist sehr gerne Erste – die Erste, die geboren wurde, die Erste, die in die Schule ging, die Erste, die eine Prügelei gewonnen hat, die Erste, die auf der Ehrentafel stand. Sie ist ein Kind von New York City.

Selbst Dasanis Name zeugt von einer gewissen Größe. Ganz kurz vor ihrer Geburt war die gleichnamige Wassermarke bis in die Bodegas von Brooklyn vorgedrungen und dort ihrer Mutter ins Auge gefallen, die sich solchen Luxus nicht leisten konnte. Wer bezahlte schon für Wasser in Flaschen? Allein der Klang der Marke – *Dasani* – beschwor ein anderes Leben herauf. Er stand dafür, dass an der Wende zu einem neuen Jahrhundert eine neue Bevölkerung in den Startblöcken stand, um Brooklyn für sich zu erobern.

Als Dasani am 26. Mai 2001 zur Welt kam, war das alte Brooklyn im Verschwinden begriffen.<sup>2</sup> Ganze Wohnblocks soll-

ten saniert werden, die Familien umgesiedelt, ihre Geschäfte geschlossen, ihre Geschichten ausgelöscht durch eine so umfassende, so kometenhafte Gentrifizierung, wie keine Wassermarke der Welt es hätte andeuten können. Und während für die einen der Wohlstand wuchs, verstärkte sich für die anderen die Armut;<sup>3</sup> damit wuchs Dasani – wie ihr Name es versprach – an einem nie da gewesenen Ort auf.

Ihre Skyline strotzt von luxuriösen Hochhäusern, Leuchzeichen eines neuen *Gilded Age*. Der Wohlstand der Stadt ist bis an die Randzonen vorgedrungen, bringt Pour-over-Kaffee und hausgemachte Donuts an Orte, die einst als marode galten. So auch Dasanis Geburtsviertel, Fort Greene in Brooklyn, wo renovierte Stadthäuser mit gepflegten Gärten und beheizten Marmorböden entstehen. Nur wenige Schritte entfernt stehen zwei Komplexe mit Sozialwohnungen und dazwischen eingeklemmt eine städtische Notunterkunft für Wohnungslose, in der die Heizung nicht funktioniert und die Lebensmittel verderben.

An einem Nordfenster im vierten Stock dieser Einrichtung sitzt jetzt Dasani und blickt nach draußen. Beinahe ein Viertel ihrer Kindheit hat sie in der Auburn Family Residence verbracht, in der ihre Familie – insgesamt zehn Personen – in einem einzigen Zimmer lebt. Im Herbst 2012 ist Dasani hinter den Mauern der Unterkunft Teil einer unsichtbaren Schar von über 22 000 wohnungslosen Kindern – so viele, wie in Amerikas ungleichster Metropole<sup>4</sup> noch nie zuvor gezählt wurden.<sup>5</sup> Beinahe die Hälfte der 8,3 Millionen Einwohner von New York leben nahe oder unter der Armutsgrenze.<sup>6</sup>

Dasani kann sich im Blick aus ihrem Fenster verlieren, bis die Geräusche im Auburn Shelter sie wachrütteln. Die Geräusche bedeuten ganz unterschiedliche Dinge. Sie sortiert sie wie schmutzige Wäsche. Die leisesten Geräusche sind ungefährlich – das Heulen eines von Bauchweh geplagten Kleinkinds weiter hinten im Flur, das hungrige Gebell der Chihuahuas der

Dame aus Puerto Rico, die Junkies, die in irgendeinem abgefahrenen Rausch durch die Sozialbausiedlung irren. Sie können kreischen wie Straßenkatzen, aber keiner hört zu.

Die wichtigen Geräusche klingen anders. Laut und schnell, rhythmisch abgehackt. Das Rattern von Schüssen. Das Schlagen von Fäusten. Das Pochen eines Wachmanns an der Tür. Wann immer das zu hören ist, fängt Dasani an zu zählen.

Sie zählt ihre Geschwister, immer zwei und zwei, so, wie ihre Mutter gesagt hat. Zuerst die Daumenlutscher: die sechsjährige Hada und die siebenjährige Maya, die sich eine kleine Matratze teilen. Dann die Zehnjährigen: Avianna, die am lautesten schnarcht, und Nana, die langsam erblindet. Zum Schluss die Brüder: der fünfjährige Papa und der elfjährige Khaliq, die ihr metallenes Stockbett zur *boys-only*-Festung erklärt haben.

Sie sind alle da, sechs schlummernde Kinder, die alle dieselbe abgestandene Luft atmen. Wenn Gefahr droht, weiß Dasani, was zu tun ist. Sie rüttelt sie wach. Sie schärft ihnen ein, still zu sein. Dann lassen sie sich lautlos auf den Boden fallen.

Alle bis auf Baby Lee-Lee, die kreischt wie eine Sirene. Immer noch vergisst Dasani, auch das jüngste Kind mitzuzählen. Sie ist im März geboren und zerreißt die Luft mit ihren Schreien. Bis dahin hatte Dasani sich für eine Babyexpertin gehalten. Sie konnte Windeln wechseln, Bäuerchen herausklopfen, eine fiebrige Stirn ertasten. Sie erkannte sogar den Unterschied zwischen Geschrei vor Hunger und Geschrei vor Müdigkeit.

Lee-Lees Schreien aber war anders. Nur eine Mutter konnte es beruhigen, und ihre Mutter war weg.

Vor fast einem Jahr hatte das städtische Jugendamt (ACS) die vierunddreißigjährige Chanel Sykes von ihren Kindern getrennt, nachdem sie einer Opioid-Sucht verfallen war. Auch ihr Mann hatte eine lange Drogenvergangenheit. Doch unter gerichtlicher Aufsicht war er bei den Kindern geblieben. Er wurde clean, während seine Frau einen Entzug antrat.

Jetzt ist Chanel zurück, das Sorgerecht wurde ihr wieder zu-

erkannt. Immer noch brüllt das Baby. In der Regel ist es dieses Geräusch, das Dasanis Trance durchbricht und sie dazu bringt, das Fenster zu verlassen und Lee-Lees Flasche zu holen.

Dasani tastet sich durch den Raum, den sie »Haus« nennt – 48 Quadratmeter, darin ihre Familie und alles, was sie besitzen. Zahnbürsten, Liebesbriefe, ein Wörterbuch, Fahrräder, eine Xbox, Geburtsurkunden, Skippy Erdnussbutter, Unterwäsche. In einer Schachtel haust Dasanis Schildkröte, die mit Wurststückchen und einem gelegentlichen Tortillachip durchgefüttert wird. An der Wand hängen ausgewählte Kunstwerke der Kinder: eine helle Filzstiftsonne, eine Blumenwiese, ein geschlängelter Weg. Jeder Zentimeter des Zimmers ist belegt.

»Wir haben alle unseren Platz«, sagt Dasani.

Jeder Platz wird regelmäßig gefegt, mit Chlorbleiche besprüht und mit Mäusefallen bestückt. Früher haben die Mäuse Dasani mit ihrem Dreck und ihren Bissspuren terrorisiert. Heute ist Zimmer 449 ein Schlachtfeld, auf dem sich die Kinder und die Nager ihre Gefechte liefern – bis zu einem Dutzend Leichen sind es pro Woche. Eine Maus zu töten ist ein Triumph.

»Wir verbrennen sie!«, erklärt Dasani ohne jede Spur der Tierliebe, die ihrer Schildkröte vorbehalten bleibt. »Wir nehmen Stöckchen und stechen ihnen die Augen aus! Wir brechen ihnen das Genick. Wir ersticken sie mit Salz!«

Im schummerigen Chaos von Zimmer 449 sucht sie fiebhaft nach Lee-Lees Milchpulver, das von der Unterkunft gestellt wird, aber häufig abgelaufen ist. Dasani wirft einen Blick auf das Verfallsdatum. Jetzt muss die Flasche erwärmt werden. Das geht nur, indem sie den Raum verlässt, was seine eigenen Gefahren mit sich bringt. Bis Ende dieses Jahres werden bei der Notrufzentrale rund 350 Anrufe aus dem Auburn Shelter eingehen,<sup>7</sup> darunter vierundzwanzig Meldungen von Körperverletzung, vier wegen Kindesmisshandlung und eine Vergewaltigung.

Dasani öffnet eine schwere Metalltür und tritt in den dunklen

Flur. Sie ist überzeugt, dass es hier spukt. Früher war das Auburn ein Krankenhaus, damals versorgten Schwestern die Sterbenden in offenen Krankensälen.<sup>8</sup> In Dasanis Zimmer »haben sie die Verrückten gesteckt«, sagt sie und zeigt zum Beweis auf die kaputte Gegensprechanlage an der Wand. Gleich draußen ist ein Gemeinschaftsbad mit einer riesengroßen Badewanne. Ein Wickeltisch hängt an seinen Scharnieren. Mütter huschen unter die Dusche, stellen ihre Kinder als Wachposten auf gegen die Beutefänger im Haus.

Dasani schleicht drei Stockwerke hinunter, vorbei an einer Feuertreppe, über die Drogen und Waffen hereingeschmuggelt werden. Sie trottet in die Cafeteria, in der bald über hundert Familien Schlange stehen werden, um ihr eingetütetes Frühstück aufzuwärmen.<sup>9</sup> Bei nur zwei Mikrowellen kann das leicht eine Stunde dauern. Währenddessen kommt es zu Wutanfällen, zu Messerstechereien.

Glücklicherweise ist die Cafeteria zu dieser frühen Morgenstunde noch leer. Dasani stellt die Flasche in die Mikrowelle und drückt auf den Knopf. Baby Lee-Lee wird lernen müssen, mit dem Hunger klarzukommen und mit allen Problemen, die damit einhergehen. Wenn sie schreit, schreien andere zurück. Ihr Körper ist noch so klein, dass er sich mit einem Föhn wärmen lässt. Sie ist die kleinste von Dasanis Sorgen.

»Ich habe viel auf dem Teller«, sagt sie gerne, bevor sie ihre Sorgen aufzählt wie die Zutaten für eine ordentliche Mahlzeit. »Gabel und Löffel. Reis, Huhn, Makkaroni.« Gabel und Löffel sind ihre Eltern, die Makkaroni ihre Geschwister – bis auf Baby Lee-Lee, die dicke Hühnchenbrust.

»Da ist ziemlich viel auf meinem Teller – und dazu noch Maisbrot. Ziemlich viel auf dem Teller.«

Dasani rennt wieder nach oben, reicht ihrer Mutter die Flasche. Dann macht sie sich an die Hausarbeit, den Putzeimer leeren, ihre Kommode aufräumen und den kleinen Kühlschrank abwischen. Bald werden ihre Geschwister sich eilig anziehen

und ihre Betten machen, bevor sie in die Cafeteria laufen, um möglichst weit vorn in der Schlange zu stehen.

Und dann geht es nach draußen ins helle Morgenlicht.

Dasani geht die Gesichter durch, die Mädchen aus den Sozialwohnungen, die wissen, wo sie wohnt. Hier im Viertel sind die Wohnungslosen die niedrigste Kaste, die Außenseiter, die *Shelter boogies*.

Ein paar Mädchen sind vielleicht so freundlich, Dasanis Geheimnis für sich zu behalten. Andere sind von der Geschäftigkeit an diesem ersten Tag abgelenkt – neu in der sechsten Klasse, die schnieken Uniformen, die sauberer Fingernägel. Sie hofft, sich ungesehen an ihnen allen vorbeischleichen zu können.

Auf eine Seite ihres Gesichts fallen ordentlich geflochtene Braids, von gelben Spangen gehalten. Dasanis Poloshirt und ihre Hose sind mit einem Glätteisen gebügelt, weil Bügeleisen im Auburn verboten sind. Das ist eine der Sachen, die niemand wissen darf.

Sie bügelt ihre Kleider mit einem Glätteisen.

Mit klopfendem Herzen geht Dasani am 6. September 2012 zu ihrer neuen Schule. Auf dem Heimweg wird sie einen größeren Umweg nehmen, zwei Blocks zusätzlich, um ihre Adresse zu verheimlichen. Sie wird im Unterricht aufpassen und auf dem Hof auf ihr Benehmen achten. Jetzt muss sie einfach nur die Treppe vor der Schule hinaufsteigen.

»Komm schon«, sagt ihre Mutter Chanel. »Da gibt's nichts, wovor man Angst haben muss.«

An einem guten Tag geht Dasani aufrecht, das Kinn hoch erhoben. Häufiger rennt sie – zum Klettergerüst, zur Bibliothek, zur Subway der Linie A, in der ihre Großmutter als Putzfrau gearbeitet hat. Keiner im Block kann schneller laufen als Dasani. Sie ist immer in Bewegung, Rückwärts-Flickflacks an der Bushaltestelle, Tanzschritte im Sozialamt.

Sie kommt zurecht mit dem, was sie hat, und überspielt, was

ihr fehlt. In einer reichen Stadt arm zu sein, bringt alle möglichen Absurditäten mit sich, darunter etwa diese: Die Klamotten aus der Kleidersammlung sind beste Markenware. Gebrauchte lila Uggs und Patagonia-Fleecepullis über löchrigen Socken und abgewetzten Jeans. Den wackligen Buggy des Babys bedeckt ein aus dem Müll gefischter Regenschutz von Phil & Teds.

Dasani sagt sich, dass es auf Markennamen nicht ankommt. Sie weiß, dass sie mit solchen Wünschen auf taube Ohren stoßen würde. Aber hin und wieder, wenn sie durch irgend ein Wunder ein Paar Michael Jordans abstaubt, verfällt sie unwillkürlich derselben Marotte: Sie trägt sie sparsam und nur drinnen, in der Hoffnung, dass sie keine Flecken bekommen. Es funktioniert nie.

Am besten versucht man sich anzupassen und macht sich nichts daraus, wenn es schiefgeht. Sie ist gerne klein, weil sie »oft durchschlüpfen kann«. Sie stellt sich vor, sie hätte die Kräfte eines Supergirls.

Mit einem Blinzeln würde sie unsichtbar.

Manchmal braucht sie nicht einmal zu blinzeln. Auf den vollen Straßen der Stadt ist Dasani nur ein Gesicht von vielen. Fremde sehen nicht die Opioid-Sucht, die ihre Mutter vor sich hertreibt, oder die Gefängnisse, die ihre Onkel verschluckt haben, oder die Cousins, die ihr Leben in Bandenschießereien oder an Aids verloren haben.

»So werde ich nicht«, sagt sie. »Nei-ein. Auf keinen Fall.«

Und Fremde sehen auch nicht, wo Dasani wohnt.

Das Gesicht der New Yorker Wohnungslosen sind nicht die Kinder. Sie sind selten unter den Schnorrern, den Frauen mit den vielen Tüten, den Kriegsveteranen und unbehandelten Schizophrenen, die in dieser Stadt der krassen Gegensätze längst zum Inventar gehören. Sie sind tagsüber in der Schule, nachts in der Unterkunft. Wenn sie überhaupt wahrgenommen werden, dann nur mit kurzen Seitenblicken – wenn sie einen vollgestopften Koffer hinter einem müden Elternteil herziehen,

der eher wirkt wie ein Tourist als wie ein wohnungsloser Einheimischer.

Am Auburn Place 39 ist Dasani vor über zwei Jahren gelandet. Kein Schild wies auf die Unterkunft hin, die die Nachbarblocks überragt wie eine vergessene Festung. Das stattliche neogeorgianische Äußere ist fast ein Jahrhundert alt, damals wurde das Gebäude als öffentliches Armenspital eröffnet.<sup>10</sup>

Zwei ausladende Platanen beschatten den Eingang, wo unter Backsteinbögen Raucher herumhängen. Eine Betonrampe führt in die Halle, die Dasani mit einem Gefängnis vergleicht. Sie ist eines von 432 wohnungslosen Kindern und Eltern im Auburn.<sup>11</sup> Tag für Tag treten sie durch einen Metalldetektor, lassen ihre Taschen von Wachleuten durchsuchen, die einem alles wegnehmen, was sich als Waffe benutzen ließe – eine Flasche Desinfektionsspray, eine Dose Campbell-Suppe.

Dieser raue Alltag macht das Auburn zu einem provisorischen Ort, an dem man kaum Wurzeln schlagen kann. Doch für Dasani ist die Unterkunft weit mehr als ein zufällig zugewiesener Wohnort. Sie ist ein ganz privater Meilenstein: genau der Ort, an dem ihre geliebte Großmutter Joanie Sykes zur Welt kam, als hier noch das Cumberland Hospital zu finden war.

Jeden Morgen verlässt Dasani den Geburtsort ihrer Großmutter und wandert durch exakt die Straßen, in denen Joanie aufwuchs, sie spielt Seilhüpfen in denselben Parks, geht für ein bisschen Schatten in dieselbe Bibliothek.

Und jetzt, an diesem hellen Septembermorgen, wird Dasani wieder den Weg ihrer Großmutter gehen: in die verheißungsvolle Mittelschule zwei Blocks weiter.

Dasani Joanie-Lashawn Coates kennenzulernen – dem Leben dieses Kindes zu folgen von seinem ersten Atemzug in einem Krankenhaus in Brooklyn bis in ihr frühes Erwachsenenalter –, heißt auch, sich mit der Geschichte der Stadt New York auseinanderzusetzen, und darüber hinaus mit Amerika an sich.

Ihre Geschichte beginnt Anfang des 21. Jahrhunderts in einer globalen Finanzkapitale, die von Ungleichheit zerrissen ist. Und diese Geschichte reicht zurück in die Vergangenheit, zu einer Schwarzen Familie und ihrem Weg aus der Sklaverei in die Jim-Crow-Zeit der Südstaaten und dann der Umsiedelung in den Norden im Zuge der *Great Migration*.

Dasanis Kindheit lässt sich nicht von der ihrer weiblichen Vorfahren trennen: ihrer Großmutter Joanie und ihrer Mutter Chanel. Deren vergängliche Triumphe und ihr schlimmstes Elend formen, so Dasani, »mein Herz«. Der Boden unter ihren Füßen gehörte einst ihnen. Dasanis Stadt steht auf ihrer. Hier in Brooklyn wurde auch Chanel nach einer in einer Zeitschrift entdeckten Flasche benannt, die funkelnende Träume weckte. Damals, 1978, war eine Parfümwerbung in den isolierten Ecken des Gettos das Tor in eine bessere Welt. Heute lebt Dasani umgeben von Reichtum, ob in den Schaufenstern der Boho-Chic-Läden in der Nähe ihrer Unterkunft oder beim Surfen im Internet auf dem Gemeinschaftscomputer im Auburn. Sie sieht hinaus in eine Welt, von der sie selbst nur selten gesehen wird.

Dasani zu sehen heißt, all die Orte ihres Lebens zu sehen, von den Schulkorridoren in die Notaufnahmen der Krankenhäuser und die überfüllten Vorräume von Familiengerichten und Sozialämtern. Einige Orte sind mehr zu erspüren als zu sehen – der Ort der Wohnungslosigkeit, der Schwesternschaft, einer Mutter-Kind-Bindung, die sich durch nichts brechen lässt. Sie wohnen in Dasani, wo immer sie hingehört.

Der heranwachsenden Dasani zu folgen, heißt, ihren sieben Geschwistern zu folgen. Ob sie Bus fahren, den Zug wechseln, Treppen steigen oder über Pfützen springen, immer bewegen sie sich als Einheit. Nur gemeinsam haben sie gelernt, durch die Systeme der Armut zu steuern – Systeme, deren Namen nach Unterstützung klingen. Kinder- und Jugendhilfe. Sozial- und Wohnungslosenhilfe. Gerichtswesen.

Das Wirken dieser Systeme in Dasanis Leben zu verfolgen,

heißt, ihre Macht zu ermessen, ihre Mängel, und die Bedrohung, die sie für Dasanis eigenes Überlebenssystem darstellen. Ihre größte Sorge sind ihre Geschwister; die mögliche Trennung von ihnen ihre größte Angst. Dazu kommen andere Kräfte, die außerhalb ihrer Kontrolle liegen – Hunger, Gewalt, Rassismus, Wohnungslosigkeit, Drogenabhängigkeit der Eltern, Luftverschmutzung, Diskriminierung in Schulen. Schon eine dieser Nöte würde genügen, um ein Kind, das eigentlich Potenzial hat, aus der Bahn zu werfen.

Während Dasani heranwächst, muss sie mit all dem kämpfen.

## Kapitel 2

»Komm schon!«, schimpft Chanel; langsam geht ihr die Geduld mit ihrer Tochter aus.

Dasani steht auf der Treppe vor ihrer neuen Schule und röhrt sich nicht vom Fleck. Kinder strömen an ihr vorbei, Wachleute patrouillieren über den Bürgersteig, prägen sich die neuen Gesichter ein. Über fünfhundert Schüler von der sechsten bis zur zwölften Klasse besuchen die Dr. Susan S. McKinney Secondary School of the Arts.<sup>1</sup> Jede Klasse hat ihre Rüpel und ihre Opfer.

Dasani ist die Tochter ihrer Mutter, eine furchtlose Kämpferin. Doch zugleich ist sie ein leichtes Opfer. Nichts setzt ihr so zu wie die Worte *Shelter boogie*. Eine laufende Nase verweist auf einen gewissen Missstand – nicht nur, dass es keine Taschentücher gibt, sondern auch niemanden, der dem Kind die Nase putzt; oder auf ein Zuhause, in dem alles so schmutzig ist, dass eine Rotznase gar nicht auffällt. Dasani und ihre Geschwister sind vielleicht mal so hungrig, dass sie sich nicht mehr konzentrieren können, aber sie putzen sich immer die Nase.

Wenn Dasani den Ausdruck *Shelter boogie* hört, fällt ihr als Antwort nur das ein, was ihre Mutter immer sagt: dass das Auburn ein »Boxenstopp« ist. Sie ist nur vorübergehend hier, Sozialwohnungen dagegen sind für immer. Dasani spricht es laut aus, während sie an den Walt Whitman Houses entlanggeht: »*Ihr* lebt für immer in diesen Sozialwohnungen, und später die Kinder eurer Kinder, und die Kinder der Kinder eurer Kinder.«

Dasani weiß, dass es ein ungleicher Kampf ist. Die Menschen bleiben aus demselben Grund in den Sozialwohnungen, aus

dem derzeit eine Viertelmillion New Yorker auf eine warten:<sup>2</sup> Für geringverdienende Familien wird die Miete erheblich bezuschusst. Dasanis Eltern standen schon sechs Mal auf dieser Warteliste. Selbst wenn sie das Glück hätten, eine Sozialwohnung im Viertel des Auburn zugewiesen zu bekommen – in den Whitman oder Ingersoll Houses, wo Dasanis Großmutter aufwuchs –, müssten sie immer noch Monat für Monat die Miete aufbringen.

Schon eine Sozialwohnung offenbart, dass einiges schief läuft. Doch im Auburn zu wohnen, ist das Eingeständnis eines definitiven Scheiterns – der Unfähigkeit, seinen Kindern ein Dach über dem Kopf zu bieten. Vom *Shelter boogie* gibt es kein Zurück mehr. Das Einzige, was Dasani tun kann, ist, sich gar nicht erst abstempeln zu lassen.

Heute sind ihre Wangen mit »Lotion« auf Hochglanz poliert. Und zwar von Chanel, die vor Morgengrauen aufgestanden ist, um ihre Kinder fertigzumachen. Drei Möglichkeiten gibt es laut Chanel, um beliebt zu sein.

Geil anziehen. Eine gute Schülerin sein. Oder kämpfen.

Sie weiß, dass Dasani kämpfen kann, aber sie kann es ja erst mal mit den beiden ersten Optionen probieren. Eine neue Schule bietet die Chance, sich neu zu erfinden. Dasani muss ordentlich aussehen. Da ist es egal, dass Schuluniformen eigentlich dazu da sind, solche Sorgen gar nicht erst aufkommen zu lassen, beziehungsweise dass sie erst recht betonen, was Dasani nicht hat: Nagellack, Handy, Ohrringe.

Chanel reckt die Brust.

»Mommy, ich geh da nicht rein«, flüstert Dasani.

Chanel sieht keine andere Möglichkeit. Sie gibt ihrer Tochter einen Schubser die Treppe hinauf und sieht zu, wie sie verschwindet.

In den Fluren herrscht großes Gedränge, die Schüler tauschen den letzten Tratsch aus, fallen einander um den Hals. Viele sind

Söhne und Töchter von Ehemaligen, die die Schule nur unter einem Namen kennen: die McKinney.

Mit ihrem ausgedehnten Backsteingebäude an der Hochstraße des Brooklyn-Queens Expressway ist die McKinney Zuflucht für die Mochtegern-Starlets des Viertels – eine abgeschmackte Version der LaGuardia Arts, der öffentlichen Elite-schule in Manhattan, die 1980 Vorbild für den Film *Fame* war.

Die Bühne in der McKinney schmücken abgenutzte Vorhänge. Die Requisiten stammen aus dem Müllcontainer. Die Marching Band spielt auf geliehenen Instrumenten, und der Tanzkurs ist so überfüllt, dass die Schüler in Schichten trainieren. An der McKinney versuchen alle, etwas aus sich zu machen. Da ist Jamion Andrews, der Security-Mann, der nachts als Rap-Texter unterwegs ist, und Zakiya Harris, die Tanzlehrerin, die nebenbei ein Studio betreibt. Der Theaterlehrer Dale Smith hat eigene Stücke veröffentlicht, und die Englischlehrerin Faith Hester hat einen Selbsthilfe-Ratgeber mit dem Titel *Bau dir das Leben, das du leben willst* verfasst.

Auch die Kinder an der McKinney bemühen sich. Unter ihnen eine Sopranistin, die regelmäßig eine Arie aus *Madame Butterfly* durch das Gebäude klingen lässt. Immer wenn ihre Stimme zu hören ist, wissen alle, dass Jasmine aus der Unterstufe ganz allein im Büro der Schulleiterin Paula Holmes singt. Die Schulmatriarchin lauscht mit geschlossenen Augen. Mög-lich, dass das ihr einziger ruhiger Moment ist.

Miss Holmes ist eine wuchtige Sechzigjährige, die abwechselnd beinhart und zärtlich ist. Ihr Headset trägt sie wie einen ständigen Ohrring, dazu gern Business-Kostüme. Die McKinney leitet sie seit fünfzehn Jahren im Stil eines Fregattenkapi-täns – durch die Flure spähend, als würde sie den Ozean nach feindlichen Schiffen ab-scannen.

Schüler geraten in ihrer Gegenwart ins Stottern. Ihre Büro-tür lässt sie offen stehen wie ein Riesenauge, das nie blinzelt. Die Ehrentafel hängt direkt davor, neben dem Poster von einem

Mann in schlabberigen Jeans. Er steht vor dem Weißen Haus, gegenüber von Präsident Barack Obama. »Um in dieser Hütte zu leben«, steht auf dem Poster, »muss man entsprechend aussehen.« Miss Holmes toleriert nichts, was schlabbert – Kleider, Haltung oder sonst etwas. Sie akzeptiert »nicht weniger als einhundert Prozent«.

Die McKinney hat alte Wurzeln. Wie Dasanis Großmutter Joanie, die in den 1960er-Jahren hier zur Schule ging, sind die meisten Schüler Schwarze, leben in den Sozialwohnungen und sind so arm, dass sie Anrecht auf verbilligte Schulspeisung haben.<sup>3</sup> Sie essen in Schichten in der Schulkantine im Keller, unter der Aufsicht des onkelhaften Frank Heyward, der auf einem Gettoblaster Oldies spielt und den Schülern erzählt: »Meine Schuhe sind älter als ihr.«

Bei aller Courage, die sie an der McKinney haben – die Belastungen sind enorm. In den letzten sechs Jahren kürzte die Stadt der Schule ein Viertel ihres Budgets,<sup>4</sup> weil die Schülerzahlen stetig sinken. Es gibt weniger Nachmittagsangebote, nicht aber weniger Bedarf bei den Schülerinnen und Schülern, für die Waffengewalt, häuslicher Missbrauch und Mord immerhin so häufig sind, dass die Lehrer darauf gedrungen haben, vor Ort eine Trauerbegleitung einzurichten.

Nun könnte bald eine Charter School in ihr Gebäude einziehen. Die Success Academy Fort Greene plant, das Schmuckstück der McKinney zu übernehmen: das Obergeschoss, in dem der Probensaal für die Theaterkurse liegt, das Tanzstudio und die Kunsträume. Das kann man, je nach Perspektive, gut oder schlecht finden.

Die Leitidee der Charter-School-Bewegung ist die »Wahl« – die Möglichkeit, sich eine Schule auszusuchen, statt vor einem mangelhaften Schulsystem und einer überstarken Lehrergewerkschaft zu kapitulieren. Verfechter der Charter Schools (die öffentlich finanziert, aber in freier Trägerschaft geführt werden) sehen in ihnen die Rettung armer Kinder, eine Möglichkeit, die

Leistungslücke zu schließen, an der viele öffentliche Schulen scheitern.

Doch bei einer Gemeinschaftsnutzung wie an der McKinney kann das Nebeneinander einer Charter School mit einer öffentlichen Schule genau zum Gegenteil einer Auswahlmöglichkeit werden. Es ist bekannt, dass Charter Schools keine Kinder mit Lernbeeinträchtigungen oder Verhaltensauffälligkeiten aufnehmen.<sup>5</sup> Doch über die Hälfte der Kinder an der McKinney fallen genau in diese Kategorien.

Wenn die Success Academy in der McKinney einzieht, werden deren Schüler einen anderen Eingang benutzen, getrennt essen und hübschere Uniformen tragen. Eine Webseite für die vorgeschlagene Schule bringt vor: »Eltern sollten nicht in andere Viertel von Brooklyn pilgern oder 30 000 Dollar und mehr für eine Privatschule hinlegen müssen, um Exzellenz und Disziplin zu finden.«<sup>6</sup>

Die McKinney rüstet sich zum Kampf, Flyer warnen vor »Apartheid« und einer weißen »Invasion«. Ein halbes Jahrhundert zuvor, als Dasanis Großmutter in der McKinney zur Schule ging, wäre einem die Vorstellung von einer weißen »Invasion« geradezu außerirdisch vorgekommen. Damals geschah genau das Gegenteil: Die Weißen flohen.<sup>7</sup>

Der Schulapparat von New York City ist heute der größte der gesamten USA<sup>8</sup> – und einer von denen mit der stärksten Segregation.<sup>9</sup> Richtig ist auch, dass die große Mehrheit der Schüler an der Success Academy (7000 Lernende an vierzehn Schulen<sup>10</sup>) Schwarze oder Latinos sind und aus einkommensschwachen Familien stammt. Doch im Vergleich zu Dasani haben sie einen Vorteil: Sie ergattern ihren Platz per Los, wozu die Hilfe eines Erwachsenen nötig ist – und der braucht eine gültige E-Mail-Adresse oder zumindest eine Handynummer, die nicht gesperrt ist. Für Dasani ist keine dieser Bedingungen erfüllt.

Was sie kennt, ist die Kehrseite.

Kurz vor dem Klingeln streicht Dasani durch die Korridore der McKinney. Sie will das Tanzstudio finden. Noch nie hat sie einen Gymnastikanzug getragen oder ist über eine Tanzfläche gehüpft. Sie glaubt es erst, wenn sie es gesehen hat.

Doch zuerst muss sie sich bei ihrer Klassenlehrerin melden. Dasani hat Glück: Sie ist in der Klasse von Faith Hester gelandet.

Miss Hester beschreibt man am besten als eine Person, die unter Dauerstrom steht. Mit großen Schritten durchmisst sie den Raum, wirft die Arme in die Luft und lässt ihre Stimme durch die Schulfäure hallen. Längst hat sie ihre Schauspielträume begraben;<sup>11</sup> ihre Bühne ist jetzt das Klassenzimmer, und die Schüler ihr hingerissenes Publikum. Manchmal erscheint sie mit zum Beehive aufgesteckten Haaren à la Aretha Franklin und klimpernden Kunstmimpern. Dann wieder trägt sie bunt gemusterte Printstoffe, die sie von einer Reise nach Senegal mitgebracht hat, wo sie »die Wahrheit über mein Mutterland erfahren« wollte. Sie sagt Dinge, an die ihre Schüler sich noch lange nach dem Abschluss erinnern – Ausdrücke wie »Oh my gooney goo hoo!« oder »Okey dokey pokey shmokey!«

Wenn ein Kind nicht weiterweiß, fängt sie an, ein Lied zu improvisieren, in das schon bald die Klasse einstimmt: »Ich weiß, du weißt es!« – klatsch, klatsch – »Ich weiß, du weißt es!« – klatsch, klatsch.

Miss Hester, 48, weiß, dass ihre Schülerinnen lernen, wenn sie begeistert sind. Sie war genauso. Sie ist in Marcy in Brooklyn aufgewachsen, einer monotonen Sozialbausiedlung mit sieben- und zwanzig Backsteinblöcken, in der auch Jay-Z seine Kindheit verbracht hat. Miss Hester konnte sich nie an die Gewalt gewöhnen, die sie dort miterlebt hat. Jay-Z beschreibt den Ort in seinem Lied »Where I'm From« so:

Where we call the cops the A-Team  
Cause they hop outta vans and spray things  
And life expectancy so low we makin out wills at eighteens<sup>12</sup>

Noch heute können viele von Miss Hesters Schülern nicht davon ausgehen, dass sie viel älter werden als zwanzig. Zwei ihrer ehemaligen Schüler wurden umgebracht. Einer von ihnen, ein Junge namens Angel, kam jeden Sommer in die McKinney und half ihr, das Klassenzimmer für das neue Schuljahr vorzubereiten.<sup>13</sup>

In letzter Zeit versucht Miss Hester eine heikle Übung: Sie lässt die Schüler ihre eigene Grabrede schreiben. Wenn sie ihre Lebensdauer frei wählen dürfen, setzen die meisten von ihnen siebzig Jahre an. Dann müssen sie sich vorstellen, was sie bis dahin alles geleistet haben.

»Ich will, dass sie erkennen, dass sie ihre Geschichte selbst schreiben«, sagt sie.

Ihre eigene Rettung fand Miss Hester in der Kirche und in der Schule. Sie war eine der ersten Schwarzen Schülerinnen, die 1977 mit dem Bus von ihrer Sozialwohnung in eine überwiegend weiße Schule in Brooklyn gefahren wurde. Damals lief ihr eine Bande Jungs hinterher und schrie: »Verschwinde aus unserem Viertel!« Sie schloss verfrüht die Highschool ab, studierte an der State University New York Cortland. Und jetzt, einunddreißig Jahre (und zwei Master-Abschlüsse) später, ist Miss Hester an ihren Geburtsort zurückgekehrt, einen Steinwurf von der McKinney entfernt. Nirgends sonst fühlt sie sich so zu Hause.

Wenn sie sich in ihrem Klassenzimmer umsieht, sieht sie jüngere Versionen ihrer selbst. Sie will, dass es ihren Schülerinnen so geht wie ihr, dass sie in ihrem Beispiel eine Zukunft für sich selbst sehen.

Dasani mustert Miss Hester aufmerksam. Sie hat die längsten Wimpern, die Dasani je gesehen hat. Sie ragen vor wie filigrane Fächer, zeichnen die Stimmungen der Lehrerin nach. Wenn sie Witze macht, flattern sie. Wenn sie sich ärgert, fallen sie auf Halbmast.

Für Dasani ist die Lehrerin gleichzeitig »irre« und vertraut.

In dem Viertel, in dem Miss Hester geboren ist – Bedford-Stuyvesant –, kennt Dasani jeden Block. Dort ist Dasanis eigene Mutter Chanel erwachsen geworden. Doch Chanel ist in allem das Gegenteil von Miss Hester, die Dasani mit ihrer gestochenen Sprache beeindruckt. Die Lehrerin artikuliert jeden Konsonanten, wirft aber gelegentlich auch ein nachlässiges *ain't* da-zwischen – beinahe, als würde sie sich an den Hut tippen. Das ist Miss Hesters Art, zu sagen: *Wenn ich reden kann wie ihr, könnt ihr lernen zu reden wie ich.*

Die Stunde über »sinnerfassendes Lesen« beginnt Miss Hester ganz einfach.

»Ihr stolpert über ein unbekanntes Wort«, erklärt sie. »Dann schaut ihr euch die Wörter an, die drumherum stehen, und packt das Wort aus.«

Beginn der Vorstellung.

»*Flabbergasted*«, sagt Miss Hester. »Ich war *flabbergasted*, als ich in meiner Geldbörse eine Million Dollar fand.«

Dasani bricht in Gelächter aus.

»Eine Million Dollar!« Miss Hesters Stimme überschlägt sich. »Ich weiß, das ist sehr viel Geld. Und das in *meiner* Geldbörse. Dabei bin ich eigentlich völlig *pleite*«, sagt sie und klimpert mit den langen Wimpern. »*Flabbergasted* bedeutet ›angenehm überrascht.‹«

Lehrer sind die glücklichsten Erwachsenen, die Dasani kennt. Auf die Frage, was sie einmal werden wollen, antworten sie und ihre Geschwister alle dasselbe: »Lehrer.«

Im Unterricht hebt Dasani die Hand und spricht in kraftvollen Sätzen. Sie wirkt, als merke sie gar nicht, wie klein sie ist – sie strahlt ein solides Selbstvertrauen aus, das noch bis auf den Pausenhof hinausreicht.

Die beliebten Mädchen sind ganz vernarrt in Dasani, sie nennen sie »Shorty«. Doch wenn einer etwas Falsches sagt, rastet sie aus. Nach wenigen Tagen läuft Dasani durch die Schule und erklärt sich zum »Terminator«.

Der September ist noch nicht vorüber, als Dasani erstmals im Büro der Schulleiterin landet.

»Hier gibt es keine Terminatoren«, sagt Miss Holmes.

»Bitte rufen Sie nicht meine Mutter an«, flüstert Dasani.

Miss Holmes sitzt auf einem mit Panzerband geflickten kunstledernen Bürostuhl und mustert Dasani von oben bis unten. Immer wenn ein Kind sagt: »Bitte rufen Sie nicht meine Mutter an«, geht sie in den »Radarmodus«. Sie ist schon lange genug an der McKinney, um zu wissen, dass Disziplinverstöße in der Schule einem Kind zu Hause zusätzliche Prügel einbringen können.

Langsam rollt die Schulleiterin ihren Stuhl zu Dasani und beugt sich nur Zentimeter vor ihr Gesicht.

»Okay«, sagt sie sanft. »Lass uns einen Deal abschließen.« Von diesem Tag an wird Dasani ihr bestes Verhalten zeigen. Keine Flüche mehr, kein Unfug in der Schultoilette. Und keine Selbsterennung zum Terminator mehr.

Im Gegenzug wird die Schulleiterin dafür sorgen, dass das, was in der Schule passiert, in der Schule bleibt.

Dasanis Gesicht entspannt sich.

Miss Holmes winkt Dasani nach draußen, sie muss sich ein Lächeln verkneifen. Unwillkürlich mag sie dieses Mädchen.

Zu zehnt zu schlafen, ist eine ganz eigene Kunst. Man lernt, bestimmte Geräusche nicht zu hören, bestimmte Gerüche nicht zu riechen.

Doch auch so dringt noch genug in Dasanis Schlaf vor. Da ist das endlose Tropfen des maroden Wasserhahns und das Scharren der Mäuse. Ganz egal, dass die Familie Fallen aufstellt oder das Essen in Plastiktüten an der Decke aufhängt. Die Mäuse im Auburn Shelter kommen immer wieder, so stur wie die »Getto-Hörnchen«, wie Chanel sie nennt, die in den Sozialblöcken nach Hähnchen süßsauer stöbern.

Dasani teilt sich eine Doppelmatratze mit ihrer nächstjüng-

ren Schwester Avianna, deren Name von der billigeren Wasser-marke Evian abgeleitet ist. Im Zimmer herrscht ein entmuti-gendes Chaos: haufenweise ungewaschene Wäsche, unter eine Matratze gestopfte Schuhe, Fahrräder und gestapelte Anoraks. Vor den Fenstern hängen Metallgitter, sie durchkreuzen einem die Sicht wie im Gefängnis. Ein Fliegenfänger baumelt von der Decke, daran kleben tote Insekten.

Wenn das Licht brennt, ist das Zimmer grell erleuchtet – Dasani und ihre Geschwister gehen in ihrem gewohnten Er-findungsgeist dagegen vor. Sie klettern auf eine Kommode, um an die Deckenlampe heranzureichen, nehmen den Schirm aus Plastik ab und bemalen ihn mit Buntstiften in Regenbogenfar-ben. Am schwersten ist es, einen Platz zum Hausaufgabenma-chen zu finden. In Ermangelung eines Tischs oder Stuhls – da ist nur das Matratzenchaos – hocken die Kinder zum Lernen auf ihren Laken mit dem Stempel *Eigentum der Wohnungslosen-hilfe*.

»Dein eigener Platz ist dein Bett«, sagt Dasani. »Wenn man zur Tür reinkommt, legt man seine Sachen ab, streckt sich ein bisschen, holt sich aus dem Kühlschrank was zu essen, und dann setzt man sich aufs Bett und macht Hausaufgaben. Oder was man sonst vorhat. Und auf diesem Platz bleibt man – man steht nicht auf.«

Wenn das Licht ausgeht, wird es in Zimmer 449 grau. Manchmal hören die Kinder Geräusche. Der fünfjährige Papa meint, er hätte ein Gespenst gesehen. Keines der Geschwister traut sich nach Einbruch der Dunkelheit ins Bad. Deshalb ma-chen sie in den »Pisseimer«, wie Dasani ihn nennt.

Privatsphäre ist Luxus. Dasani schafft sich kleine heilige Stü-cke davon: eine aufgestellte Kiste am Fenster, ein Stück Boden, um zu essen, eine Kabine in der gruseligen Toilette. Da sitzt sie allein auf dem heruntergeklappten Klodeckel. Manchmal liest sie, oder sie schließt einfach nur die Augen. Anderswo fühlt sie sich immer bedrängt.

»Es ist, als ob zehn Leute im selben Zimmer atmen wollen, aber sie geben einem nur fünf Fenster«, sagt Dasani.

Die Kinder werden immer größer, ihr Zimmer nicht. Nichts bleibt ordentlich. Alles wird offengelegt – Ehekrach, zerfranste Unterwäsche, die Vorboten der Pubertät. Supreme stapft nervös im Zimmer auf und ab. Chanel kann ihr Temperament nicht im Zaum halten. Seit Jahren geht das so.

Dasani ist zu jung, um sich an den Tag vor neun Jahren zu erinnern, als ihre Mutter in einer Wohnungslosenunterkunft in Harlem den jungen Supreme kennenlernte. Chanel erholte sich gerade von einer Crack-Abhängigkeit und hatte zwei kleine Mädchen – Dasani, damals ein Kleinkind, und Avianna, noch ein Baby. Supreme war Friseur; seine erste Frau war an einer Herzerkrankung gestorben und hatte ihn mit zwei Kindern zurückgelassen: Khaliq, der Probleme mit dem Sprechen hatte, und Nana, die nicht gut sehen konnte.

Diese beiden alleinerziehenden Eltern und ihre vier Kinder taten sich zusammen. Nach ihrer Hochzeit bekamen Chanel und Supreme vier weitere Kinder, sodass sie es insgesamt auf acht brachten. Allein die Größe der Familie lässt manche Fremde die Stirn runzeln.

Chanel errät, was sie denken:<sup>14</sup> Sie sei eine »Sozialhilfe-Mama«, die Kinder bekomme, um das System auszunutzen. Sie gehe nachlässig mit ihrem Körper um, hüpfe ohne Verhütung von einem Mann zum anderen. Sie sei finanziell verantwortungslos, produziere mehr Münder, als sie ernähren kann. Auf jedes dieser Urteile hat Chanel eine Antwort. Sie möchte einmal die Mutter sehen, die sechs Geburten auf sich nimmt, um ein paar Essensmarken mehr zu bekommen, »die kaum für den Monat reichen«. Sie ist niemandes »Baby Mama«. Sie ist – anders als viele Frauen mit höherem Status und hellerer Haut – eine hingebungsvolle Ehefrau, treu verbunden einem einzigen Mann, mit dem sie eine gemeinsame Familie großzieht.